

Gunther Martens, *Betrachtungen der Moderne in Hermann Brochs „Die Schlafwandler“ und Robert Musils „Der Mann ohne Eigenschaften“*. Rhetorische und narratologische Aspekte von Interdiskursivität. Fink, München 2006. 434 S., € 60,-.

Die Debatte um Grundkonzepte der Erzähltheorie befindet sich gegenwärtig in einem seltsamen Zwischenstadium. Nachdem mit teils erheblicher Verspätung die Instrumente der strukturalistischen Narratologie Gérard Genettes auch in den deutschsprachigen Literaturwissenschaften Einzug hielten, hier freilich nur mühsam mit den spezifischen Traditionen einer eher hermeneutisch ausgerichteten Erzählforschung (Hamburger, Lämmert, Stanzel) in Dialog zu setzen waren, ist es in der erzählanalytischen Praxis zu einem seltsamen Nebeneinander beziehungsweise auch zu eher unfreiwilligen Überlappungseffekten beider ‚Schulen‘ gekommen. Man bedient sich also etwa einerseits der Vokabeln von Homo-, Hetero- und Extradiegeese, zugleich aber behaupten sich hartnäckig Begriffe wie ‚erlebte Rede‘, ‚personale

Erzählsituation‘ oder ‚auktorialer Erzähler‘. Nicht etwa, daß die strukturelle Unvereinbarkeit der theoretischen Ansätze gegeneinander abgenommen hätte; eingefleischte Gewohnheiten und methodischer Pragmatismus aber haben für eine friedliche Koexistenz gesorgt, und es scheint allgemein die Lust abzunehmen, neuerlich Salz in die polemischen Theoriedebatten von ehedem zu reiben. Es geht dabei freilich nicht allein um die Markierung terminologischer Distinktionen. Eines der Hauptprobleme sachlicher Art liegt in der Frage, die sich mit dem Begriff des Erzählers selbst und seiner Präsenz im narrativen Text verbindet. Wie ‚persönlich‘ muß oder kann man ihn nehmen, diesen Erzähler? Handelt es sich bei dieser Kategorie um eine bloße Diskursfunktion, oder sind ihr figürliche Züge zuzubilligen, wie dies insbesondere der von Franz K. Stanzel so erfolgreich ins Spiel gebrachte Begriff des ‚auktorialen Erzählers‘ suggeriert?

Der belgische Germanist Gunther Martens nimmt in seiner an der Universität Gent entstandenen Dissertationsschrift diese Methodenfrage der Erzählforschung in einer bemerkenswert gründlichen, traditionsreflektierenden Weise auf, indem er nicht nur die Narratologie und Diskursanalyse französischer Provenienz in sein Instrumentarium einbezieht, sondern sich zugleich auch intensiv mit denjenigen Phänomenen beschäftigt, die vor allem innerhalb des deutschsprachigen Kontextes als Formen auktorialen Erzählens beschrieben werden. Martens tut dies, indem er das Erzählverhalten und die textuelle Kompositionsweise zweier Hauptwerke der klassischen Moderne vergleichend untersucht. Musils *Mann ohne Eigenschaften* und Brochs *Schlafwandler* sind unter den großen Erzählprojekten der zwanziger Jahre wohl diejenigen, auf die, zusammen mit Thomas Manns *Zauberberg*, der Begriff des ‚Zeitromans‘ in einem umfassenden Sinne zutrifft. Beide Werke entfalten die gesellschaftlichen Akteure, Gruppen und Kräfte ihrer Epochenkonstellation in breit angelegten Milieuschilderungen und Charakter-Diagnosen. Beide modellieren die Handlungsetappen ihrer herausgehobenen Protagonisten als Stationen eines verallgemeinerbaren gesellschaftlichen Befundes. Und beide setzen, wenn sie diesem sozialen Panorama die Züge seines späteren Verfalls in Weltkrieg und Nachkriegs-Unordnung einschreiben, retrospektives historisches Wissen voraus, von dem aus ein gleichsam den Figuren überlegener Zeithorizont in die Darstellung des geschichtlichen Ablaufes eingearbeitet werden kann.

Die analytische Präzision beider Romane, so lautet denn auch eine vielfach vorgebrachte Kritik, sei erkaufte mit dem Festhalten an einer Erzählinstanz überlegener ‚Allwissenheit‘, wie sie unter den Bedingungen der literarischen Avantgarde im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts alles andere als noch zeitgemäß sei. Broch und Musil firmieren aus solcher Sicht als Vertreter eines allzu intellektuellen, besserwisserischen Erzählens, bei dem die eigentliche Handlung zu kurz komme beziehungsweise gar nicht mehr urteilsfrei und in ihrer fiktionalen Eigendynamik entfaltet werde. Die auktorialen Einmischungen und Vorbehalte von übergeordneter Warte sind angreifbar als Merkmale einer geistigen Bevormundung, die im Stile des 18. Jahrhunderts agiere und auf diese Weise die zeitgenössische Unübersichtlichkeit in den Griff zu bekommen versuche. Ein ‚modernes Erzählen‘ aber habe sich spätestens seit Flaubert mit solchen bevormundenden Wertungen völlig zurückzuhalten und statt dessen die Figuren und ihre Weltsicht für sich selbst stehen zu lassen.

Martens sieht das anders, und es gelingt ihm, mit Hilfe seines narratologischen Instrumentariums neues Licht auf die umstrittenen Aspekte der stilistischen Progressivität beider Autoren zu werfen. Die Zielsetzung dieser Studie ist, wie schon der etwas zu umständlich geratene Titel erkennen läßt, eine zweifache. Die erzählanalytische Verfahrensweise verbindet sich bei Martens mit einem philosophisch ausgerichteten Interesse an den epistemologischen Grundlagen von Moderne und Modernität. Die aktuelle Referenzposition zur Bestimmung des Problemhorizontes der Moderne ist für Martens die Systemtheorie Niklas Luhmanns, vor allem in ihren kommunikationstheoretischen Aspekten der Bewältigung von Komplexität. Auf Literatur bezogen: Zu welcher Zeit, unter welchen Voraussetzungen darf, kann oder soll auf welche Weise erzählt werden, ohne unfreiwillig unterkomplex zu werden? In methodischer Hinsicht geht es um eine Überprüfung des derzeitigen Standes der narratologischen Theoriebildung, in literaturgeschichtlicher Hinsicht aber – und hier liegt der eigentliche Erkenntnisgewinn der Arbeit – ist mit der Neu-Besichtigung der ‚auktorialen‘ Erzählverfahren Brochs und Musils auch eine Neubewertung ihrer ‚Modernität‘ verbunden.

Denn zum *common sense* im Hinblick auf diese beiden Protagonisten der klassischen Moderne zählt, daß Musil und Broch zwar in ihrem intellektuellen Horizont und in ihrem

gesellschaftskritischen Urteilsvermögen den Standpunkt einer avancierten Modernität einnehmen (die bestimmte technische und kulturelle Entwicklungen für unumkehrbar und maßstabsetzend hält), daß sie aber diesen intellektuellen Standpunkt mit der scheinbar unangefochtenen sprachästhetischen Souveränität einer längstvergangenen Erzählkonvention behaupten, nämlich derjenigen einer allwissenden Erzählinstanz.

Zu den wichtigsten solcher auktorialen Techniken zählen gemeinhin die Demonstration überlegenen Erzählerwissens („Allwissenheit“), die Fähigkeit zur Überschreitung figurengebundener Perspektiven in Zeit und Raum, der willkürliche, souveräne Umgang mit den einzelnen Sektoren und Elementen der erzählten Geschichte und schließlich das metafiktionale Spiel mit dem Kunst- beziehungsweise Fiktionscharakter des Erzählaktes selbst. Es ist nun unschwer zu sehen, daß manche dieser Züge auf der kompositorischen Ebene des Erzählwerkes angesiedelt sind, andere wiederum auf derjenigen des manifesten Erzählvorganges oder auf derjenigen der erzählten Handlung. Hinsichtlich der Arbeitsteilung zwischen Autor und Erzähler weist die Kategorie Auktorialität demnach eine gewisse Unentschiedenheit auf. Des weiteren wird aus strukturalistischer Sicht gegen das Konzept Auktorialität eingewandt, daß es Fragen des Sprachverhaltens und der erzählerischen Strategie (wer spricht?) mit solchen der figurenbasierten Wahrnehmung und ihrer perspektivischen Markierung (wer sieht?) in verwirrender Weise ineinanderfließen läßt.

Martens setzt mit seiner originellen Revision des Begriffes Auktorialität anders an: mit dem Befund, daß diese weit zurückreichende Erzählkonvention es erstaunlicherweise gestattet, in einem Erzählwerk genuin modernistische Verfahrensweisen der Intertextualität und der Interdiskursivität zur Geltung zu bringen. Auf methodologischer Ebene zu korrigieren ist, so seine Grundthese, ein auf das Merkmal der „Allwissenheit“ reduziertes Verständnis von Auktorialität (vgl. S. 39). Martens sieht antimimetischen Distanzgewinn, Vielstimmigkeit und Metafiktionalität als die gerade für modernistische Autoren attraktiven, entscheidenden Vorteile dieser spielerischen Erzählkonvention.

Dieser im Akzent deutlich veränderten Auffassung von Auktorialität korrespondiert in der Arbeit an den literaturgeschichtlichen Exempeln eine Revision des gängigen Urteils, Musil und Broch hätten handlungsarme, fleischlose „Thesenromane“ geschrieben. Martens geht es ausdrücklich um eine Rehabilitierung der erzähltechnischen Komplexität beider Autoren, und zugleich um eine Korrektur des verengenden Bildes, moderne Erzählliteratur habe, gleichsam ohne störende Manipulationen durch einen dazwischentretenden Erzähler, die größtmögliche Nähe zur psychischen Dynamik der erzählten Figuren herzustellen. „Die Kommentare und die essayistischen Überlegungen in Brochs und Musils Romanen sind kein artistisches Unvermögen, sie legen im Gegenteil eine grundlegende Entscheidung nahe, die dem etwas einseitig triumphalistisch präsentierten Befund zuwiderläuft, der Roman der Moderne schwenke seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts radikal auf den Kurs der Perspektivierung und auf die ‚Absolutsetzung der figuralen Erzählperspektive‘ ein“ (S. 40).

Die Erzähl- und Kompositionsweise der beiden untersuchten Zeitromane Musils und Brochs ist nach Martens wesentlich avancierter aufzufassen und in ihrer ästhetischen Faktur weniger auf gesellschaftskritischen „Klartext“ ausgerichtet, als dies in der Forschung bislang gesehen wurde. Für die Kritik am vermeintlichen auktorialen Konservatismus der beiden Wiener Autoren verantwortlich ist nach Martens sowohl eine gewisse Fehleinschätzung der Gestaltungsmöglichkeiten auktorialen Erzählverhaltens wie auch die Tendenz, lediglich die psychologisch-mimetische Darstellungsform mit ihrer scheinbaren Objektivität und Figurennähe als Paradigma „modernen“ Erzählens gelten zu lassen. Über die Revision der Bewertung Musils und Brochs hinaus zielt Martens’ Studie auf eine grundlegende Korrektur der literaturgeschichtlich kanonisierten Moderne. Nicht allein Flaubert oder Joyce sind demzufolge in ihren bewußtseinsmimetischen Assoziationstechniken als stilprägende Ahnväter für modernes Erzählen zu würdigen. Als gleichberechtigt und gleichermaßen nicht nur intellektuell, sondern auch poetologisch satisfaktionsfähig stellt Martens eine zweite Linie der Erzähltradition auf, die selbstreflexiv-metafiktionale Züge trägt und ihre moderne Ausprägung etwa mit Pirandello und Beckett gefunden hat (vgl. S. 246). Zwar bezieht sich der Verfasser nicht auf die hier unmittelbar anschließbaren Überlegungen Hans-Thies Lehmanns zum „postdramatischen Theater“, doch sind in der „Entfabelung“ des Romans durch räsonierende Erzähler-Einschaltungen durchaus vergleichbare Phänomene am Werk, wie aus Martens’ Argumentation deutlich wird.

Ihre Bewährungsprobe legen diese weiträumigen Thesen in minutiösen Textlektüren der beiden Romane ab. Hier zieht sich Martens insofern sehr geschickt aus der Affäre, als er zwar einerseits dem etablierten Bild, die beiden Romane leisteten Zeit- und Ideologiekritik im Gewande einer nur schwach fiktionalisierten, eher handlungsarmen Erzählkonstruktion, nicht gerade widerspricht, aber hinsichtlich der von den Autoren hierfür eingesetzten Mittel eben doch etwas genauer hinschaut, anstatt den Text vorschnell als direkte Meinungskundgabe des jeweiligen Romanciers zu identifizieren. Besonders wichtig sind für Martens deshalb jene Passagen, in welchen es zu vermeintlichen oder tatsächlichen Übertragungs-Effekten zwischen dem rasonierenden Erzähler und der Binnenperspektive einzelner Figuren kommt. So äußert sich Musils Erzähler der Form wie der Sache nach ziemlich ähnlich wie der Protagonist Ulrich; und es ist nicht immer klar, wann und wie die Grenzen der figureninternen Fokalisation überschritten werden. Solche Fälle von stilistischer „Ansteckung“ (S. 76) zwischen Erzähler- und Figurenrede kann Martens auch in Brochs *Schlafwandlern* nachweisen; er beschreibt sie näherungsweise mit den Begriffen der stellvertretenden beziehungsweise hypothetischen Fokalisation. In Brochs Versuch, noch die essayistischen Betrachtungen über den „Zerfall der Werte“ nachträglich an eine handlungsinterne Figurensicht zu delegieren, indem diese Textteile gleichsam als Vermächtnis des Industriellen und Kaufmannes Eduard von Bertrand ausgegeben werden, wertet Martens als letztlich nicht sehr wirkungsvolle Strategie des Autors, die permanente Fluktuation der perspektivischen Fokussierung durch eine erzwungene Kohärenz zu domestizieren. Überzeugend plädiert Martens anlässlich solcher Befunde dafür, Auktorialität als einen graduellen Begriff zu handhaben, nicht als figurale oder gar psychologisch faßbare Größe (S. 126, 190).

Uneinheitlich und fluktuierend ist auch die kompositorische Handhabung auktorialer Vollmachten in den Werken selbst. In Brochs *Schlafwandlern* kursiert unter den Figuren die (metafiktionale) Ahnung, an den Fäden eines „unsichtbaren Puppenspieler“ zu hängen (S. 238); hier nähert sich die Konstruktion den schwindelerregenden *mise-en-abyme*-Strukturen vom Schlage André Gides und den selbstreferentiellen Fiktionalitäts-Ironisierungen im Stile Pirandellos. Zugleich aber ist, wie Martens einräumt, in diesem Roman durchgängig „eine strukturelle Kommentar-Ebene anwesend“ (S. 243), welche für die gnomische Sinnggebung des Erzählenden verantwortlich zeichnet. Doch auch sie wiederum weist „dissipative Tendenzen“ (S. 236) auf, etwa wenn charakteristische Redemerkmale auktorialer Ironie auch auf der Figurenebene zirkulieren, oder wenn zwischen den Tendenzen resümierender Verallgemeinerung und exemplarischer Illustration mehrfach eine Art Darstellungskonflikt entsteht. Die anvisierte Lehrhaftigkeit des Brochschen Erzählmodells findet ihren Ausdruck nicht zuletzt in der auch epistemologisch zu verstehenden „Schlafwandler“-Metaphorik selbst, welche die Figuren zu funktional determinierten Akteuren eines Spiels degradiert, dessen abstrakte Mechanismen sie nicht durchschauen können. Moderne Komplexität, kulminierend in der Huguenauschen „Sachlichkeit“, ist im Falle Brochs ein durch und durch kritisch kommentiertes Zeit- und Gesellschaftsphänomen, dem gegenüber der Autor seinen Erzähler stilistisch denkbar große Distanz einnehmen läßt.

Etwas anders verhält es sich im Falle Musils, dem Martens mit Recht ein in der Darstellungsweise ‚affirmatives‘ Verhältnis zur Moderne attestiert. Mit Robert Musils formelhafter Diagnose des „Seinesgleichen geschieht“, die den satirisch entfalteten gesellschaftlichen Anstrengungen der sogenannten Parallelaktion eine Tendenz zur Uneigentlichkeit und zur eklektischen Simulation eines längst verschwundenen Phantasmas von ‚Alt-Österreich‘ unterlegt, ist die Wiener Vorkriegsgesellschaft und ihr Romanpersonal freundlich und selbstironisch auf einen zutiefst nihilistischen Nenner gebracht. Doch eröffnet dieser ideologiekritische Nihilismus beziehungsweise ‚Antihumanismus‘ Musils für seine Erzählstrategie eine Fülle von rhetorischen Möglichkeiten, mit metafiktionalen Ironie- und Zitatsignalen zu arbeiten. Die ‚interdiskursive‘ Darstellungsweise Musils, so führt Martens diesbezügliche Ansätze der Forschung (vgl. vor allem die Arbeiten von Jürgen Link) weiter, rückt die sozialen Kommunikationsformen der erzählten Welt als eigentliche Handlungsdimension in den Vordergrund. Es ist so gesehen gar nicht sinnvoll, zwischen einer *plot*-Ebene des Romans und einer davon abgehobenen Ebene rhetorischer Manöver sauberlich zu trennen. Denn die Figuren selbst agieren, indem sie rhetorische Verknüpfungen und Ambiguitäten produzieren; sie erzeugen Sinneffekte und üben performative Macht aus, indem sie sich derjenigen Tropen und Figuren bedienen, die eine Stilanalyse als die Merkmale eines typisch auktorial-ironischen Erzähler-

tones vorstellen würde. Vor allem in den Musil gewidmeten Passagen gelingen Martens aufschlußreiche Beobachtungen zum kompositionellen Einsatz von Metaphern, Katachresen und anderen rhetorischen Techniken, der bei Musil durch ihren ausgestellten, vom Erzählerdiskurs ostentativ übertriebenen Gebrauch eine implizit kritische Funktion gewinnt.

In den umfangreichen textanalytischen Partien der Studie bewegt Martens stets einen umfassenden und weit zurückreichenden Forschungsstand, ohne daß die so materialreich beladene Diktion an Frische und Direktheit einbüßen würde. Es ist der (leider von zahlreichen Druckfehlern entstellten) Studie im positiven Sinne anzumerken, daß sie nicht aus dem routinierten Standard-Jargon deutscher Germanistenprosa gespeist ist, sondern ihren ganz eigenen gelehrten Ton gesucht und gefunden hat. Martens' Studie ist ein Glücksfall für die Erzählforschung allgemein, sie ist originell und anregend in ihren interpretatorischen Ergebnissen und trägt überzeugend zu einer Neubewertung des ‚auktorialen‘ Stranges moderner Prosa bei.

Universität Basel
Deutsches Seminar

Alexander Honold

Engelhof
Nadelberg 4
CH-4051 Basel

alexander.honold@unibas.ch